

Jürgen Oelkers

*„Reformpädagogik“: Ein deutsches Schicksal?\*)*

„Kennst Du einen Pädagogen  
oder dergl. Paul Geheeb?“<sup>1</sup>

Mitte Juli 1916 schrieb Max Weber an seine jüngste Schwester Lili Schäfer, dass seine Frau Marianne ihrer Schwägerin wohl zuraten würde, den Sohn Albert an die Odenwaldschule zu geben. Albert war elf Jahre alt, der älteste Sohn und ein Schulversager. Marianne Weber hatte Mitte des Jahres bei Paul Geheeb, den sie kannte, angefragt und einen Rabattpreis von 800 Mark Jahrespension ausgehandelt; normalerweise betrug die Pension 2.000 Mark. Max Weber konstatierte, dass Geheeb, der seine Frau gut kannte, einen „günstigen Preis“ gemacht habe (Weber 2008, S. 476). Die Zeit drängte, Albert Schäfer musste nach den Sommerferien unbedingt eine neue Schule finden. Eine Alternative wäre die Kadettenanstalt in Karlsruhe gewesen. Eine solche Lösung war vorher erwogen worden (ebd., S. 378).<sup>2</sup>

Max Weber ging davon aus, dass die „geistige Anregung bei Geheeb“ für Albert natürlich ganz unvergleichlich viel besser sei als selbst in der besten Kadettenanstalt, zudem werde der Junge später gerne an die Schulzeit zurückdenken und seiner Mutter dankbar sein (ebd., S. 476/477). Doch dann fügt er hinzu:

„Ich selbst würde, soweit ich mir ein Urteil erlaube, in fast allen andren Fällen sagen: das spätere Leben geht hart und lieblos mit den Menschen um und kümmert sich um ihre ‚Individualität‘ den Teufel; also ist es ihnen besser, sie erleben das als Kinder schon ebenso, - also besser in die grosse *unindividuelle* Gemeinschaft hinein, der sie sich fügen müssen, ob sie das wollen oder nicht“ (ebd., S. 477).

Aber das war nicht der Rat. Der Fall dieses Jungen sei ein wirklich „sehr besonderer“, schreibt er seiner Lieblingsschwester,<sup>3</sup> so dass für die Möglichkeit, ihn an die Odenwaldschule zu geben, „vielleicht mehr spricht als in normalen Fällen“. Zudem sei für sie, die Schwester, diese Lösung eine Beruhigung, was „sein inneres und äusseres Schicksal als Schulkind“ betrifft (ebd.). Albert war ein Kriegsoffer und deswegen ein „Schulversager“.

---

\*) Vortrag in der Universität Wuppertal am 13. Juli 2010.

<sup>1</sup> Das fragte Gottfried Benn seine Geliebte Ursula Ziebarth in einem Brief vom 29. November 1954 (Hernach 2001, S. 97). Der Grund der Anfrage war eine Einladung nach Goldern im Berner Oberland, die Benn von Geheeb im gleichen Monat erhalten hatte. Die Einladung wurde nie angenommen und Benn hat darauf auch nie geantwortet.

<sup>2</sup> Brief von Max Weber an Lili Schäfer vom 9. April 1916.

<sup>3</sup> Max Weber hatte sieben Geschwister, Lili Weber war die Jüngste, sie war sechzehn Jahre jünger als ihr ältester Bruder.

Lili Schäfer hatte vier Kinder, Albert Schäfer war der älteste Sohn, Hermann Schäfer der jüngste. Die einzige Tochter Clara Schäfer war die Erstgeborene. Max Schäfer war der dritte Sohn. Die Schwester von Max Weber war verheiratet mit dem Architekten Hermann Schäfer, der unmittelbar nach Beginn des Ersten Weltkriegs am 26. August 1914 an der Ostfront starb. Die Witwe lebte in Charlottenburg. Albert wurde tatsächlich in der Odenwaldschule untergebracht; seine Mutter zog 1917 mit den anderen Kindern dorthin, arbeitete eine Zeit lang als Aushilfslehrerin und wurde endlich Sekretärin von Paul Geheeb. Drei Jahre später nahm sie sich mit Gas das Leben.

Der Grund war Paul Geheeb, mit dem sie eine folgenreiche Affäre hatte. Die Affäre begann im Laufe des Jahres 1919. Weihnachten und Neujahr des Jahres 1919/1920 verbrachte das Paar zurückgezogen und allein, in den anschließenden Monaten wurde die Beziehung in der Schule gelebt, sichtbar für alle Anderen (Näf 2006, S. 240f.). Es war Geheeb, der die Beziehung wenn nicht förmlich beendete, so doch im Unklaren liess; Lili Schäfer beging daraufhin am Karfreitag 1920 in Heidelberg Selbstmord (Shirley 2010, S. 72). Die Kinder wurden 1927 von Marianne Weber adoptiert.

Solche Ereignisse gehören zum menschlichen Leben, allerdings passen sie nicht zu dem Idealbild von deutschen Landerziehungsheimen, das bis heute die Literatur beherrscht. Diese Schulen sind nicht Orte von profanen Affären, sondern einer Pädagogik, die so ideal ist, dass sie sich vor jedem dunklen Fleck fürchten muss. Die tragische Affäre zwischen Paul Geheeb und Lili Schäfer wäre keiner Erwähnung wert, wenn Paul Geheeb nicht bis heute als eine Lichtgestalt der deutschen Erziehungsgeschichte hingestellt würde. Er gilt als der „Reformpädagoge“ schlechthin, als Schulgründer ein Mann der Praxis, der die alternative Erziehung in Deutschland auf den Weg gebracht hat.

Ein solches Konstrukt ist nur möglich, wenn die Person, um die es geht, als moralisch perfekt erscheinen kann. Anders hätte Paul Geheeb nicht der vorbildliche „Praktiker“ in der Literatur der deutschen Lehrerbildung werden können. Doch so vorbildlich wie für diesen Zweck kann niemand sein. Geheeb selbst hat einiges getan, um in die Rolle des vorbildlichen „Reformpädagogen“ zu gelangen, seine Anhänger haben ihn dabei nach Kräften unterstützt und noch in der neueren Literatur erscheint er als genialer Erzieher. 1926 hat ihn Elisabeth Huguenin die „Vorsehung“ seiner Schule und so der deutschen Pädagogik genannt (Huguenin 1926, S. 7).

Paul Geheeb wird von seinem Biographen Martin Näf (1998, S. 379) so beschrieben:

- Er war „gegen jede Art von Kritik immun“, ignorierte „skeptische Rückfragen und Einwände“ oder reagierte darauf „mit einer unendlichen Reihe von Rechtfertigungen“, unter der „jede Art von Diskussion erstirbt“.
- Dabei war es egal, ob es um sachliche Fragen ging oder um Beziehungen. Ein persönlicher Dialog war nicht möglich, das musste sogar seine Frau erkennen.
- Wenn er nicht als der über den Dingen stehende „Weise“ gesehen wurde, war das für ihn wie ein Zusammenbruch.
- „So sanft und leicht beeinflussbar Geheeb äusserlich erscheinen mochte, so hart und kalt konnte er reagieren, wenn jemand diese Grenze nicht anerkannte“.

Wir nehmen „Reformpädagogik“ und „Pädagogik“ generell von Personen und Namen her wahr, die moralisch kodiert werden. Es gibt gute und schlechte oder reine und unreine Namen, die historiographisch konstruiert und so auch überliefert werden. Sie sollen eine

„Tradition“ bilden, auf die man sich berufen kann. Traditionen sind Überlieferungen ohne Abstrich, sie geben Sinn und Grösse vor, geben der Geschichte Glanz und basieren doch letztlich nur auf gutem Glauben. Die Entstehungskontexte verschwinden umso mehr, je höher die Bedeutung bemessen ist, die der Tradition zuerkannt wird. Das erklärt, warum unmittelbar nach Bekanntwerden der Missbrauchsfälle an der Odenwaldschule die „Tradition der Reformpädagogik“ gerettet werden musste.

Aber was genau will man da „retten“? Wenn von „Reformpädagogik“ die Rede ist, dann werden nicht Erfahrungen thematisiert, sondern Ziele und Absichten, einhergehend mit Erziehungskritik. Rhetorik und Praxis sind nicht unterschieden, von der guten Absicht wird direkt auf die gute Wirkung geschlossen. Das verlangt scharfe Kontrollen des historischen Erfahrungsfeldes und so eine besondere Form der Erinnerungsarbeit, die ein ideales Bild bewahren muss, bei dem sich doch sofort Risse zeigen, sobald man genauer hinschaut. Eben das muss die Diskurspolitik ausschliessen.

Die Anhänger, anders gesagt, müssen die Kritiker in Schach halten oder dafür sorgen, dass erst gar keine Kritik aufkommt. Kritik hat mit Verdacht zu tun; man ist nur dann nicht naiv, wenn eine Intuition vorhanden ist, etwas könnte nicht stimmen. Die Sprache der Reformpädagogik lässt diesen Verdacht nicht zu. Erst wenn die Praxis in den Blick genommen wird, entstehen Widersprüche und erschliessen sich die Ungereimtheiten oder die Grauzonen des Verfehlten. Reformpädagogik wird getragen von Ideen und Idealen, die menschliche Abgründe ebenso ausschliessen wie Gewalt, Missgunst und Willkür. Aber damit muss man immer rechnen, wenn man sich auf Erziehung einlässt. Sie kann in der Breite nicht einfach gut sein, während sie genauso erscheinen soll.

Reformpädagogik ist mehr als nur eine Serie von privaten Schulgründungen in Deutschland vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Aber diese „neuen Schulen“ sind stark beachtet worden, während die Entwicklung im staatlichen Bereich eher ignoriert wurde. Auf der anderen Seite ist erstaunlich, dass von den zahlreichen privaten Gründungen eigentlich nur drei das Bild der deutschen Reformpädagogik bestimmt haben. Alle drei sind mit Namen besetzt, die Landerziehungsheime von Hermann Lietz, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf von Gustav Wyneken und die Odenwaldschule von Paul Geheeb. Die Namen geben den Schulen historiographische Grösse, aber sie verdecken die Frage, wie die Praxis dieser Schulen ausgesehen hat und was sie jenseits der Selbstsicht konstituiert hat.

Die Odenwaldschule bietet historisch das Bild einer Sekte. Paul Geheeb wird von seinen Anhängern beschrieben als „gütiger, zarter, im Reden fast scheuer Mann“, der vor allem in der Art „überzeugend“ war, wie er mit Kindern umging (Ehrentreich 1967, S. 109).<sup>4</sup> Skepsis ihm gegenüber gab es offenbar nicht. Der ehemalige Lehrer Otto Erdmann erinnert sich an „grenzenlose Bewunderung“ und zieht dann einen ästhetischen Schluss: „So also sieht ein wahrer Philosoph aus!“ (Die Idee einer Schule 1950, S. 15) Und der Ehemalige Friedel Hellmund<sup>5</sup> schloss eine Eloge auf Geheeb mit den Worten ab: „Er schwebte über allem wie Gott über der Schöpfung ... Er hatte den segnenden Blick. Wohin sein Auge fiel, dort gedieh die Saat“ (ebd., S. 29).<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Alfred Ehrentreich (1896-1998) war von 1922 bis 1925 Lehrer in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf.

<sup>5</sup> Friedrich Hellmund (1903-1945) aus Lettland war von 1911 an Schüler der Odenwaldschule und machte 1920 Abitur. Er war später als Regisseur am Württembergischen Landestheater in Stuttgart tätig. 1943 verfasste er als deutscher Soldat einen Augenzeugenbericht über die Auflösung des jüdischen Ghettos von Petrikau (Piotrkow). Hellmund wurde 1945 in Polen vermisst.

<sup>6</sup> Das Zitat entstammt undatierten Tagebuchaufzeichnungen.

Die Selbstsicht nicht nur der Odenwaldschule war vom „pädagogischen Eros“ geprägt, doch was darunter praktisch verstanden wurde, ist nie vergleichend untersucht worden. In den Briefen Geheeb an die Schüler und Eltern findet sich wenig vom „Eros“ und so von Empathie, während die öffentliche Rhetorik davon ganz nachhaltig geprägt war.

1960 erschien eine Festschrift zum neunzigsten Geburtstag von Paul Geheeb. Sie trug den wenig bescheidenen Titel *Erziehung zur Humanität*; über den Geehrten wird voller Pathos gesagt:

- „Das Erfülltsein vom ‚göttlichen Wahn‘, den der pädagogische Eros einschliesst, war echt platonisch an ihm“ (*Erziehung zur Humanität* 1960, S. 49).
- Er wird im gleichen Artikel auch die „Wundererscheinung Paul Geheeb“ genannt (ebd.).

Der Verfasser des Artikels hiess Hans Alfred Grunsky und war einer der fanatischsten Ideologen des Nationalsozialismus, der 1911 ein Jahr lang Schüler der Odenwaldschule war.<sup>7</sup> Grunsky studierte Philosophie und war später als Hauptlektor für Philosophie im Reichsüberwachungsamt unter Alfred Rosenberg in Berlin tätig. Er wurde 1935 auf einen Lehrstuhl für Philosophie an der Universität München berufen und hielt am 6. November seine Antrittsvorlesung, die in Anwesenheit des bayerischen Ministerpräsidenten Ludwig Siebert stattfand. Der Kernsatz dieser Vorlesung lautete so:

„Die Wucht einer grossen Wirklichkeit, wie sie sich im Nationalsozialismus äussert, beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, dass hier Umwelt und Blutwelt wieder miteinander in Übereinstimmung gebracht sind. Was wir heute erleben, ist der gewaltige, jahrhunderte-, nein, jahrtausendelang vorbereitete Durchbruch der deutsch-germanischen Blutwirklichkeit“ (Grunsky 1935, S. 22).

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Grunsky führend in der „Freien Akademie“ tätig, die am 4. April 1955 gegründet wurde und deren jährliche Tagungen auf der Burg Ludwigstein stattfanden.<sup>8</sup> Die Akademie hatte ihren Sitz in Wiesbaden und ist bis heute eine Organisation der „Deutschen Unitarer“, deren Bezeichnung als „Nazi-Sekte“ deutsche Gerichte für gerechtfertigt halten. Hans Grunsky schrieb im ersten Band der „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen“ der Akademie einen Beitrag zum Thema „Toleranz als wesentlicher Faktor der menschlichen Existenz“. Der Beitrag erschien im gleichen Jahr wie die Festschrift für Paul Geheeb (Grunsky 1960), in der der pädagogische Eros so hervorgehoben wurde.

Begründungen, warum ausgerechnet der antike „Eros“ das Leben in den Landerziehungsheimen prägen sollte, konnten in den zwanziger Jahren an verschiedenen

<sup>7</sup> Hans Alfred Grunsky (1902-1988) promovierte 1923 im Fach Philosophie an der Universität Tübingen und war seit dem 1. Juni 1930 Mitglied der NSDAP. 1935 erschien seine Schrift *Seele und Staat. Die psychologischen Grundlagen des nationalsozialistischen Sieges über den bürgerlichen und bolschewistischen Menschen*. Grunsky denunzierte jüdische und anders denkende Professoren, darunter auch seinen Vorgänger Alexander Pfänder (1870-1941), der 1935 emeritiert worden war (Kraus 2008, S. 404). 1941 wurde Grunsky vorübergehend vom Dienst suspendiert, weil er den Germanisten Herbert Cysarz (1896-1985), einen überzeugten Nationalsozialisten, als „Judenbegünstiger“ und „Kulturbolschewisten“ verleumdet hatte (ebd., S. 408). Grunsky wurde 1943 wieder eingestellt und im Juli 1945 durch die amerikanische Militärregierung entlassen. Nach dem Krieg veröffentlichte er unter dem Namen „Hans Grunsky“.

<sup>8</sup> Anlass der Gründung war der 75. Geburtstag des deutschen Indologen und Antisemiten Jakob Wilhelm Hauer (1881-1962). Hauer war Mitglied der SS (1934) und der NSDAP (1937).

Stellen gelesen werden. Eine davon stammte von dem homosexuellen Juristen und Altphilologen Otto Kiefer, die unter einem Pseudonym veröffentlicht wurde (Dr. K.M. 1924).<sup>9</sup> Kiefer wurde 1918 im Alter von 42 Jahren Lehrer für Griechisch, Latein und Geschichte an der Odenwaldschule und war dort bis 1935 tätig. Er wurde also auch noch unter den Nationalsozialisten weiter beschäftigt (Näf 2006, S. 183, 397).<sup>10</sup> Kiefer war vor seiner Zeit an der Odenwaldschule ein bekannter Autor, der zahlreiche Schriften zur antiken Homosexualität, zur erotischen Knabenliebe und zum Jünglingsideal veröffentlicht hatte.

1902 erschien unter dem Pseudonym „Pugnator“ Kiefers Erzählung *Triumph der Liebe: Aus dem Leben eines Geächteten*, in der offen Jünglingsliebe dargestellt wird (Pugnator 1902). „Homo pugnator“ ist der Mensch als Kämpfer, in diesem Falle geht es um den Kampf für die Inversion, also die Liebe zwischen Jünglingen und älteren Männern, das zu einem beherrschenden Thema der Nachkriegszeit wurde. Bei Kiefer wurde das Thema getragen von dem Vorbild des Sokrates, der sich wohl für „schöne Jünglinge“ begeisterte, aber „niemals der sinnlichen Jünglingsliebe (huldigte)“ (Kiefer 1908, S. 203).

Als er Lehrer an der Odenwaldschule war, schrieb Otto Kiefer über den „Eros bei Stefan George“ und forderte nach Vorbild von Georges *Maximin*<sup>11</sup> die gesellschaftliche Anerkennung der „zu Unrecht verrufenen“ Knabenliebe (Kiefer 1926, S. 304). Eines seiner weiteren Themen war „die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ (Kiefer 1918, 1919/1920); das Thema war besetzt mit Theorie, die 1926 auf die Landerziehungsheime ausgedehnt wurde.

Das geschah wie bei anderen Autoren auch unter Rückgriff auf das griechische Konzept der platonischen „Knabenliebe“, die theoretisch von manifesten sexuellen Handlungen abgegrenzt wurde (Dr. K.M. 1926, S. 318).

- Nur so konnte überhaupt von einem „pädagogischen Eros“ die Rede sein, der sich nicht gleich vom Begriff her verdächtig macht.
- Dieser nicht-sexuelle Eros wurde als Grundlage der Erziehung verstanden und konnte als „notwendige Forderung einer wirklich modernen Erziehungsanstalt“ hingestellt werden, als deren Ort einzig die Landerziehungsheime in Frage kommen könnten (ebd., S. 319).
- Als Gefahr wird dann nur gesehen, „dass es nicht genug ‚erotisch‘ veranlagte Erzieher gibt“ (ebd., S. 320).

Kiefer hat seine Erfahrungen als homosexueller Lehrer an der Odenwaldschule in einem Roman dargelegt (Näf 2006, S. 183), der allerdings nie veröffentlicht wurde und bis

<sup>9</sup> Der Artikel wurde in der Zeitschrift „Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur“ veröffentlicht. Die Zeitschrift wurde von Adolf Brand (1874-1945) herausgegeben und erschien zwischen 1896 und 1932; es war die erste homosexuelle Zeitschrift überhaupt, in der etwa Thomas Mann publizierte, sein Sohn Klaus Mann, Erich Mühsam oder auch Theodor Lessing.

<sup>10</sup> Der promovierte Jurist Otto Kiefer (1876-1943?) stammte aus der Dübener Heide zwischen Wittenberg und Leipzig. Er kam im letzten Kriegsjahr an die Odenwaldschule. Kiefer ist wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften angeklagt worden und musste seinen Posten als Referendar im württembergischen Justizdienst aufgeben. Er war danach als Schriftsteller, Übersetzer und Hauslehrer tätig. Kiefer lebte in Stuttgart, Waldkirch und München, bevor er in die Odenwaldschule kam. Wie Fidus, Peter Hille oder Benedict Friedländer war Kiefer Gründungsmitglied der „Gemeinschaft der Eigenen“, die am 1. Mai 1903 in Berlin gegründet wurde. In der Satzung von 1925 wird Kiefer als „Dr. Reiffegg“ ausgeführt, als Lehrer an der Odenwaldschule bedurfte er der Diskretion (Keilson-Lauritz 1997, S. 95).

<sup>11</sup> Maimilian Kromberger (1888-1904) war der jugendliche Freund von Stefan George (1868-1933). Ihm ist der Gedenkband *Maximin* gewidmet, der 1906 veröffentlicht wurde.

heute nicht zugänglich ist. Auffällig ist das Interesse von Autoren wie Kiefer an Landerziehungsheimen, wie manifest oder nicht manifest die erotische Orientierung auch immer gewesen sein mag. Der „pädagogische Eros“ war also nicht einfach eine freundliche Beziehung, sondern mindestens in ästhetischer Hinsicht auch eine deutliche Besetzung, die ihr eigenes kulturhistorisches Umfeld hatte.

Kiefers letztes Buch *Heroisch leben! Vom Sinn unserer Zeit* aus dem Jahre 1943 ist ein strammes Bekenntnis zu Hitler und dem Nationalsozialismus. Anlass für dieses Bekenntnis war die vernichtende Niederlage der 6. Armee Anfang Februar 1943 in Stalingrad. Das Buch muss unmittelbar danach geschrieben worden sein. Kiefer (1943, S. 101) warnte vor dem „Horden“ Stalins und dem „Ansturm der östlichen Barbaren“, der nur von „unserem unvergleichlichen Heer mit seinen Verbündeten“ abgewehrt werden könne (ebd., S. 103). Stalingrad lehrt ein „heroisches“ Leben angesichts der nunmehr ultimativen Bedrohung.<sup>12</sup> Doch „geführt vom besten Führer der Welt“ wird der grösste Sieg der Geschichte zu erringen sein. Die „unsterblichen Helden“ von Stalingrad sind „mit ihrem Blut und Leben als Erstlinge im Kampf um den Endsieg gefallen“ (ebd., S. 105).

Der Ausdruck „Landerziehungsheim“ geht zurück auf eine Idee, die in der englischen Lebensreform geboren wurde. Die Idee betont die besondere Bedeutung einer zurückgezogenen ländlichen Umgebung und der emotionalen Nähe von „Familien“ als Bedingungsgrösse für den erfolgreichen Erziehungsprozess. Damit soll vermieden werden, dass Kinder und Jugendliche den Gefahren des Grossstadtlebens ausgesetzt werden. Das „Land“ nimmt auch eine symbolische Bedeutung ein. Die führenden Vertreter der deutschen Reformpädagogik haben die ländliche Abgeschiedenheit geradezu verklärt und als Erziehungsidylle beschrieben. Bis heute ist die Wahrnehmung die einer notwendigen Bedingung für pädagogische Reformen. Die Schulen werden immer wieder auch als „pädagogische Laboratorien“ bezeichnet.

Das Familienprinzip stammt aus der Alumnatenbewegung und ist erstmalig im „Evangelischen Pädagogium“ in Bad Godesberg realisiert worden, das 1883 gegründet wurde<sup>13</sup> und 1896 staatliche Anerkennung erhielt. Bekannt wurde die Schule durch Otto Kühne,<sup>14</sup> der seit 1887 zunächst Mitarbeiter und dann sowohl Leiter als auch Besitzer der Schule wurde, die sich später nach ihm benennen sollte. Für das Internat wurde eine neue Organisationsform entwickelt. Ältere und jüngere Schüler lebten und lernten in Gemeinschaften, die Lehrer waren „Hauseltern“ und bildeten mit den Schülern „Familien“, die in eigenen Häusern untergebracht waren. Hier schloss Hermann Lietz mit seinen Landerziehungsheimen an. Bis dahin waren Internate gekennzeichnet durch grosse Schafsäle und Speiseräume, die keinen Unterschied in der Gruppierung machten und auch nicht soziale Nähe zum Programm erhoben.<sup>15</sup>

<sup>12</sup> „Die Bolschewisten ... sind nichts als der Sieg des Untermenschentums über alles, was wir seit Jahrtausenden Kultur, Religion, Kunst, Menschenwürde oder Wissenschaft nennen“ (Kiefer 1943, S. 104).

<sup>13</sup> Gründer des Evangelischen Pädagogiums mit vier Schülern war der Pfarrer Julius Axenfeld (1834-1896), der zuvor in der deutschen Kolonie von Smyrna tätig war.

<sup>14</sup> Otto Kühne (1859-1942) war erster Inspektor des Loccumer Alumnats in Hameln, bevor er nach Godesberg wechselte. Das Kloster Loccum gründete 1881 ein „Alumnat“, also ein Wohn- und Lebensheim, das Söhnen aus Pastorenfamilien offenstand, die ein Gymnasium besuchen sollten. 1901 zog das Alumnat von Hameln nach Hannoversch-Münden. Die Anstalt bestand wohl bis 1954.

<sup>15</sup> Kühnes Schule hatte zunächst zwei eigene Häuser, in denen die Schüler untergebracht waren und auch unterrichtet wurden. 1906 hatte die Schule 450 Schüler, für die Internatshäuser angemietet werden mussten. Der Unterricht fand nunmehr überwiegend im „Grossen Schulhaus“ statt, das 1901 eingeweiht worden war.

Hermann Lietz sprach von „Bürgern“ in einem Erziehungsstaat (ebd.), der aber alles andere als demokratisch verfasst war. Anfänglich regierte nach englischem Vorbild ein System von Präfekten, das waren ältere Schüler, denen Strafgewalt zukam. Das System wurde von Lietz so beschrieben:

„Wir führten streng die Einrichtung der Präfekten durch, welche uns Erzieher in unserer Arbeit zu unterstützen haben, so zur Selbständigkeit und Selbstbeherrschung heranwachsen und in der Pflichterfüllung und Sorge für Kleinere ernst und gewissenhaft werden; sie haben für Ordnung und Ruhe in den Schlaf-, den Arbeits-, Fahrrad-, Turngeräteräumen, der Werkstätte zu sorgen und sind für Befolgung der in Betracht kommenden Regeln verantwortlich. Durch letztere wird alles bis ins Kleinste bestimmt und Gewöhnung an feste, gut geordnete Lebensweise ermöglicht“ (Lietz 1910, S. 19).

Die Präfekten waren deutlich die Stellvertreter der Schulleitung. Sie „sehen ein“, so Lietz, wie „notwendig die Unterordnung des einzelnen für den guten Bestand des ganzen ist“ und „welche Schwierigkeiten sich jedem Leitenden in den Weg stellen“ (ebd.).

- Praktisch führten die Präfekten die Aufsicht in den Schlafzimmern und Arbeitsräumen.
- Lietz spricht von der „Fürsorge eines älteren Kameraden“, die von „besonders erzieherlicher Wirkung“ sei (ebd., S. 21/22), was man sich als Strafreime vorstellen muss.
- Die Bürger des deutschen Erziehungsstaates sollten „streng zu gehorchen“ lernen,
- damit sie sich „zu einer selbständigen Persönlichkeit“ heranbilden konnten (ebd., S. 27).

Die Strafpraxis war gestuft. Sie reichte von einfachen Sanktionen wie Verweisen über deutliche Gesten der Missachtung und öffentlichen Blossstellungen bis hin zu körperlicher Züchtigung. Besonders schwer zu handhabende, widerspenstige und unverträgliche Schüler konnten mit dem Ausschluss aus den „Familien“ bestraft werden und mussten dann zusehen, wie sie bei einer anderen Familie unterkamen. War das nicht der Fall, was vorkam, wurden die Jungen isoliert. Bei schweren Vergehen wurden auch Verweisungen aus dem Heim unter sofortiger Benachrichtigung der Eltern vorgenommen. Lietz persönlich stellte Schüler im Speisesaal bloss und - er schlug sie, wenn sie sich „so frech, ehrlos oder so roh verhalten haben, dass ein Appell an die Ehre oder an das sittliche Gefühl völlig zwecklos war“ (Andreesen 1922, S. 137).

In Ilsenburg hat Lietz zwei Schüler der zweiten Klasse (Quinta) geschlagen, weil sie einen Frosch gequält hatten. In Bieberstein schlug Lietz einem Schüler so stark ins Gesicht, dass dessen Nase blutete; der Anlass war wiederum ein Akt von Tierquälerei. Unmittelbar danach musste ein grösserer Schüler dazwischen treten und verhindern, dass Lietz seinen kleineren Bruder schlug (Andreesen 1934, S. 207). Offiziell waren Körperstrafen ausgeschlossen, praktisch kamen sie vor, eine Rohheit konnte „mit einer Tracht Prügel“ „vergolten“ werden (Andreesen 1922, S. 104). Lietz galt als „herrisch“ und „unduldsam“ und schlug zu, wenn ihm danach zumute war und er die Disziplin gefährdet sah. Wie oft das der Fall war, ist nie untersucht worden (Bauer 1961, S. 134).

Einer der ersten Schüler von Hermann Lietz in Haubinda war der Schriftsteller Erich von Mendelssohn, Sohn eines jüdischen Bankiers aus Berlin. Mendelssohn hat in seinem

Roman *Nacht und Tag*, der 1914 mit einem Vorwort von Thomas Mann veröffentlicht wurde,<sup>16</sup> das Leben in einem Landerziehungsheim beschrieben. Hermann Lietz als Dr. Leutelt und Leiter ist unschwer zu erkennen. Er wird beschrieben als launenhaft und unbeherrscht, oft geradezu herrisch, der Demagoge des deutschen Erziehungsstaates; die meisten Schüler hatten Angst vor ihm und er unterdrückte besonders diejenigen, die seiner Pädagogik der Abhärtung nicht folgen wollten oder konnten (Mendelssohn 1914).

Lietz hat versucht, dieses Porträt durch Mitschüler - also nicht durch ihn selbst - diskreditieren zu lassen, aber Mendelssohn, der unmittelbar vor der Veröffentlichung des Romans starb, erhielt Unterstützung gerade von den Ehemaligen, die Lietz nur allzu deutlich wieder erkannten. Erich von Mendelssohn hat vor Ende des Schuljahres 1904 Haubinda verlassen, weil seine Lernleistungen nicht überzeugend waren.<sup>17</sup> Er gehörte zu denjenigen Schülern, die Lietz mit seinem Projekt der asketischen Landerziehung nicht beeindruckt konnte und die darum als illoyal galten. Die Herrschaftspraxis stützte sich auf die Präfekten, die einen bevorzugten Status erhielten.

1903 starb der dreizehnjährige Schüler Albert Fresenius, den Paul Geheeb (1906, S. 10) als den „Liebling“ von Hermann Lietz bezeichnet hat. Dem verstorbenen Schüler widmete der trauernde Lietz einen langen und eigentümlich idealisierenden Nachruf, der 1910 unter dem Titel *Freseni* im Verlag der Landerziehungsheime erschien. Der Vater von Albert, Wilhelm Fresenius,<sup>18</sup> war Lebensmittelchemiker mit einem eigenen Labor in Wiesbaden und unterstützte Lietz 1906 in seiner Auseinandersetzung mit Geheeb und Wyneken. In dem Nachruf geht Lietz verschlüsselt auch auf Vorwürfe und Verleumdungen ein, die im Sommer 1903 aus der Schule gegen ihn vorgebracht wurden und die sein Verhältnis zu dem Jungen betrafen.

Beschrieben wird das Verhältnis mit der Formel „der Mann und der Knabe“. Der Knabe wird als „gross, schlank und blondhaarig“ eingeführt, aus gutem Elternhaus stammend, wohl erzogen und ohne jede Spur von „Dreistigkeit“. Der Mann sagte schon bei der Vorstellung zu dem Knaben, sie werden „gute Freunde“ werden. Dafür stand ein „Gefühl innerer Gewissheit“ und die so erzeugten Erwartungen an den Knaben wurden „weit übertroffen“ (Lietz 1921, S. 71/72). Dem Knaben sei eine „angeborene Genialität“ eigen, „alle Anlagen zu einem gediegenen, wahren, edlen Menschen waren in ihm vorhanden“ (ebd., S. 73/74). Er lernte schnell und wurde für die Schule und den Gutsbetrieb unersetzlich, ohne im wissenschaftlichen Unterricht zu glänzen.

Auf die Frage, wie bei einer so „ausgezeichneten Familienerziehung“ der viel versprechende Junge in ein Landerziehungsheim gegeben wurde, antwortete Lietz:

„Auch das beste Elternheim kann heute in der Grossstadt einer Natur wie der dieses Knaben nicht das bieten, was ihr eben das Land, ihr eigentliches Element, geben kann. Darum hatte man ihn, den Geliebten, mit Schmerz von sich ziehen lassen. Das junge, gesunde, wurzelkräftige Bäumchen war aus der Enge der Baumschule auf freies, wurzelverwandtes Land verpflanzt“ (ebd., S. 74).

<sup>16</sup> Ein Vorabdruck des Vorwortes erschien im November 1913 in den Süddeutschen Monatsheften (Mann 1913). Erich von Mendelssohn (1887 -1913), der aus Dorpat stammte und in Haubinda zur Schule ging, war einige Monate zuvor gestorben. Thomas Mann schrieb das Vorwort auf Bitten von Bruno Frank.

<sup>17</sup> Brief von Wolfgang Heine an Paul Geheeb vom 28. Februar 1904.

<sup>18</sup> Theodor Wilhelm Fresenius (1856-1936) war seit 1884 verheiratet mit Lilly Dyes, Tochter eines Bremer Kaufmanns. Beide Eltern waren Mitglied des Kuratoriums des Freundesvereins der Lietzschen Landerziehungsheime.

Albert Fresenius war Präfekt im Lietzchen System (ebd., S. 78), die interne „Verdächtigung“ (ebd., S. 76) wurde mit dem Ausdruck „Petzer“ bezeichnet (ebd., S. 80), der Knabe war in „tausend ungeheissenen Diensten“ unermüdlich „immer um den Mann herum“ (ebd., S. 76), einmal gab es eine Umarmung, als der Knabe wegen seiner Dienste früher aus den Ferien zurückkam und den Mann überraschte. Als er wegen der Dienste seltener zu dem Mann kam und als Präfekt auch nicht mehr neben dem Zimmer des Mannes schlief, beklagte sich der Mann ihm gegenüber. Der Knabe sagte: „Ich war Dir treu. Ich bleibe Dir treu.“ Daraufhin heisst es bei Lietz: „Das war die ganze Antwort. Es hätte ihrer nicht bedurft. Jener (der Mann; J.O.) hätte eher an sich und der ganzen Welt irre werden können als an diesem Knaben“ (ebd., S. 78).

Geheeb beschreibt seinen früheren Freund Lietz in schonungsloser Manier, um sich selbst gut darzustellen. Lietz, so Geheeb, sei angetrieben von „rücksichtsloser Energie“, unfähig, sich „in die Naturen anderer Menschen“ - Kinder wie Erwachsener - „hinzuvertiefen und sie verstehen“ (Geheeb 1906, S. 7). Sein „nahezu fabelhafter Mangel an Menschenkenntnis“ sei ebenso ein Charakterzug wie die scharfen Reaktionen auf auch nur die „leiseste“ Form von Widerspruch (ebd., S. 7/8). Seine Lehrkräfte waren für ihn Handlanger, die er vor den Schülern herablassend „Knöpfe“ nannte (ebd., S. 8).

Er war, so Geheeb, launenhaft, auch den Schülern gegenüber oft gereizt und verfiel nach dem Tod von Albert Fresenius monatelang in einen „Zustand melancholischer Gereiztheit“ (ebd., S. 10), in dem er nicht ansprechbar war.

„Dabei wirkte auch die leichtgläubige Schwäche von Lietz mit, von Schülern allerhand Mitteilungen und Urteile über deren Lehrer wie Thatsachen entgegenzunehmen, eine Eigenschaft, die von Schmeichlern und Zuträgern nicht selten in der unlautersten Weise ausgenutzt wurde und den Lehrern die Disziplin erschwerte“ (ebd., S. 11).

Aber das galt auch für ihn selbst. Weder Hermann Lietz noch Paul Geheeb oder Gustav Wyneken haben je gezögert, die Schüler ihrer Heime für ihre Zwecke zu instrumentalisieren und sowohl den Willen der Kinder als auch den der Eltern zu missachten, sofern es ihren Interessen dienlich war (Dudek 2009, S. 166). Das zeigt nicht zuletzt der „rude Ton“ in den Briefen der Schulleiter an Schüler und Eltern (ebd.), wenn es darum ging, Konflikte für sich zu entscheiden.

Die Schüler waren durch Nähe und Hierarchie emotional abhängig. Im Blick auf sie wurde immer wieder versucht, eine Entscheidungssituation herbeizuführen, die sie gegen ihre Eltern aufbringen und zugleich in der Schule halten sollte. Manchen Schülern wurde ein Schulverweis mit unbekanntem Folgen angedroht, um sie gefügig zu machen (ebd.). Widersprüche seitens der Eltern wurden mit Verweis auf die pädagogische Autorität abgewehrt. Allein in dieser Hinsicht - Verhinderung von Partizipation seitens der Kunden - kann von einem Regime der Herrschaft mit mehr oder weniger scharfen Sanktionen die Rede sein, wobei es immer darum ging, die Macht zu bewahren.

Die Macht hatte auch eine politische Seite. Hermann Lietz war ein deutscher Nationalist und im Weltkrieg auch Chauvinist, der sich nicht scheute, in den Aufnahmebedingungen seiner Heime eine Arier-Regel zu führen, die Juden ausschloss. Väter seiner Schüler, die Lietz in seinem Jahrbuch zu Wort kommen liess, waren oft völkisch eingestellt und verstanden die Landerziehungsheime als Ort der Erziehung zu einer neuen

„deutschen Aristokratie“ (Dr. H.v.K. 1905/1906).<sup>19</sup> Das, so Lietz, decke sich mit seinem Bestreben, „ein zur Führung befähigtes Geschlecht Tüchtigster“ heranzuziehen. Allerdings könne es „die echte Aristeia“ nicht geben, „wenn schon die günstigste Zeit verstrichen ist“, also die Jungen zu spät zu ihm kommen und in anderen Schulen bereits verdorben wurden (Lietz 1905/1906).

Ein rassenbiologisch eingestellter Gutsbesitzer aus der Oberpfalz<sup>20</sup> sah die Landerziehungsheime als Musteranstalten der Gesundheit und Erziehung. Sie können sogar als der „Ausgangspunkt einer Höherentwicklung und sittlichen Wiedergeburt deutscher Kultur“ gelten. Die zentrale Frage lautet dann: „Gibt es für die Zukunft einer Rasse neben der Auslese Wichtigeres für die Zukunft als die Aufzucht?“ Und die Antwort wird gleich mitgeliefert:

„Wo gedeiht die germanische Jugend besser als da, wo die Eiche wächst, wo muntere Füllen über die Weide springen und nur darauf warten, dass der junge Germanenhäuptling die Mähne fassend sich selbst zum Ritter macht?“ (Feustel 1905/1906, S. 90)<sup>21</sup>

Im September 1917 stellte Hermann Lietz mit grosser Genugtuung fest, dass seine Schüler - gemeint waren „alle älteren, wehrfähigen Haubindianer“ - der Deutschen Vaterlandspartei beigetreten waren (Lietz 1935, S. 204), jener „alldutschen“ Gruppierung um den ehemaligen Grossadmiral Alfred von Tirpitz, den früheren Generaldirektor der ostpreussischen Landschaft Wolfgang von Kapp und den bei Krupp tätigen Industriemanager Alfred Hugenberg, die einen Verständigungsfrieden ablehnte und auf der Basis von Krieg und Annexionen einen militärisch organisierten und plebiszitär abgesicherten Führerstaat anstrebte.<sup>22</sup> Hinter dieser politischen Position der äussersten Rechten stand auch Hermann Lietz.

Am 10. Oktober 1918, genau einen Monat vor dem Ende des Krieges, veranlasste er die Schüler seiner Oberklassen, ein Telegramm an Feldmarschall Paul von Hindenburg zu schicken. Hindenburg war seit 1916 zusammen mit Erich Ludendorff Chef der deutschen Obersten Heeresleitung. In dem Telegramm finden sich die folgenden Sätze:

„Ew. Exzellenz bitten wir, von den sämtlichen wehrfähigen Schüler der Oberklassen des Landerziehungsheims Haubinda die Versicherung entgegenzunehmen, dass sie ... einen Aufruf an die deutsche Jugend, zu den Fahnen zu eilen, mit Freuden begrüssen, ihm ohne Ausnahme folgen und zu jedem Opfer bereit sind“ (Meissner 1965, S. 65).

<sup>19</sup> Hinter dem Kürzel verbirgt sich Dr. Hans Freiherr von Kapheer aus Kemfenhausen bei Starnberg, der 1911 Mitglied des Kuratoriums des Vereins „Freunde der Deutschen Land-Erziehungs-Heime (Dr. Lietz)“ wurde. Der Verein wurde Pfingsten 1911 gegründet.

<sup>20</sup> Christian Feustel war Besitzer des Gutes Langenbruck in der Oberpfalz. Er erhielt das Gut um 1880 von seinem Vater, dem Bayreuther Banker Friedrich Feustel (1824-1891), einem Freund Richard Wagners. Christian Feustel hatte elf Kinder, die zeitweise alle in Landerziehungsheimen untergebracht waren. Feustel veröffentlichte etwa in dem von Alfred Ploetz (1860-1940) gegründeten Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.

<sup>21</sup> 1913 zog Feustel mit seiner Familie nach Zürich. Hier legten die jüngeren Kinder am privaten Institut Minerva die Schweizerische Maturitätsprüfung ab. Eine Tochter, Else Feustel, war verheiratet mit dem Schweizer Graphiker und Kunstdesigner Max Bucherer (1883-1974). Beide hatten sich in Gaienhofen kennengelernt, wo Bucherer von 1905 bis 1907 als Kunstlehrer tätig war.

<sup>22</sup> Die Deutsche Vaterlandspartei wurde am 23. August 1917 gegründet, als Reaktion auf die Friedensresolution des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917. Als offizielles Gründungsdatum wurde der 2. September gewählt, der Sedanstag. Die Partei hatte im September 1918 reichsweit etwa 445.000 Mitglieder, zwei Drittel davon Männer, die in 2.500 Ortsgruppen organisiert waren. Die Partei bestand bis zum 10. Dezember 1918.

Den späteren Weg der „Alldrutschen“ in Richtung Nationalsozialismus vollzogen die Lietz'schen Landerziehungsheime, angeführt von Alfred Andreesen, bereitwillig nach. Schon in den zwanziger Jahren beschäftigte das Unternehmen völkische Lehrer wie den Münchner Historiker Hans Zeiss,<sup>23</sup> der von 1923 bis 1925 auf Schloss Bieberstein tätig war. 1934 wird in *Leben und Arbeit*, der Zeitschrift der Landerziehungsheime, festgehalten: Es sei erstaunlich, wie sehr sich die „Gedanken und Ziele“ von Hermann Lietz in den „grossen Reformplänen Adolf Hitlers“ wiederfinden. Es sind nicht wenige, die heute sagen, „dass kein anderer so sehr als Vorläufer und Schrittmacher des Nationalsozialismus anzusehen ist, wie Hermann Lietz“.<sup>24</sup>

Ludwig Wunder, der bei Lietz Lehrer war und der seit 1926 das Vegetarische Landerziehungsheim Schloss Michelbach leitete,<sup>25</sup> beschrieb 1941 in seinen Erinnerungen an Hermann Lietz, wie „schwarzhaarige Berliner Jünglinge“ sich um ihren „erwachsenen Rassegenossen“ Theodor Lessing<sup>26</sup> „scharten“ und beinahe das Deutsche Landerziehungsheim Haubinda unter „jüdischen Einfluss“ gebracht hätten, wäre Hermann Lietz nicht standhaft geblieben (Wunder 1941, S. 90). Seit diesem Vorfall im Herbst 1903, so Wunder, „stellte Lietz in seinen Landerziehungsheimen die Frage der Rassezugehörigkeit“ (ebd., S. 91). In der Literatur sprach man herablassend vom „Haubindaer Judenkrach“, der Theodor Lessing die Stelle kostete.

In dem Jahrzehnt vor dem Weltkrieg sahen viele Ärzte in der Gründung von Landerziehungsheimen einen Ausweg aus dem, was sie als die modernen Bedrohungen der Gesundheit hinstellten. Das Streben nach „Einfachheit“ in ländlicher Umgebung schien zusammen mit gesunder Ernährung, einem rhythmischen Tagesablauf, natürlicher Kleidung und gezielter körperlicher Anstrengung ein wirksames Mittel gegen das krank machende Grossstadtleben zu sein. Es waren Mediziner, die zuerst von den grossen „Erfolgen“ der Landerziehungsheime sprachen,<sup>27</sup> ohne dafür allerdings Daten und Belege vorweisen zu können.

Ein prominenter Fürsprecher war der Waadtländer Psychiater Auguste Forel, der seit 1879 als Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich tätig war und auch mit eugenischen Schriften bekannt wurde. Er stilisierte die Landerziehungsheime zum entscheidenden Mittel zur Beförderung der Nervenhygiene (Forel 1905), ohne daran zu denken, wie klein diese Schulen waren und mit welchen Schülern sie es tatsächlich zu tun hatten. Die Idee war einfach nur, dass es auf dem Lande gesünder zugehe als in der Stadt und

---

<sup>23</sup> Hans Zeiss (1895-1944) promovierte 1926 an der Universität München im Fach Mittelalterliche Geschichte und spezialisierte sich danach auf Fragen der Vor- und Frühgeschichte. Zeiss wurde 1927 Schriftleiter der Zeitschrift *Volk und Rasse* und habilitierte sich 1931 in Frankfurt. 1935 wurde er Professor für Vor- und Frühgeschichte in München (Steuer 2001, S. 411ff.).

<sup>24</sup> Das Zitat ist einer Anzeige des Haubinda-Verlages entnommen, in der die zweite Auflage von Hermann Lietz' Schrift *Des Vaterlands Not und Hoffnung* vorgestellt wurde. Die Anzeige erschien im dritten Heft des 26. Jahrgangs von *Leben und Arbeit* (1933/1934). In diesem Heft wird ein Treffen der Hitler-Jugend der Hermann Lietz-Schulen in Haubinda dokumentiert, das am 15. Oktober 1933 stattgefunden hat.

<sup>25</sup> Ludwig Wunder (1879-1949) war von 1902 bis 1911 Lehrer in den Landerziehungsheimen Haubinda und Bieberstein. Er unterrichtete Naturwissenschaften. Auch im Schloss Michelbach wurden keine jüdischen Kinder aufgenommen.

<sup>26</sup> Der jüdische Philosoph Theodor Lessing (1872-1933) war von 1902 an für zwei Jahre Lehrer am Landerziehungsheim Haubinda. Er überwarf sich mit Lietz, als dieser die Aufnahme jüdischer Schüler begrenzen wollte. Die Schule hatte bereits die antisemitische Zeitschrift „Der Hammer. Blätter für deutschen Sinn“ (1902-1940) abonniert, die von Theodor Fritsch (1952-1933) herausgegeben wurde.

<sup>27</sup> Etwa: *Gesundheit und Erziehung* Band 17 (1904), S. 721.

deswegen die „neue Erziehung“ dort stattfinden müsse.<sup>28</sup> Forels Sohn Eduard, der damals sechzehn Jahre alt war, besuchte vom Januar 1901 an das Landerziehungsheim Ilsenburg (Lietz 1910a, S. 93), blieb dort aber nicht für eine längere Zeit.<sup>29</sup>

Hermann Lietz persönlich sorgte für die Anbindung an Medizin und Hygiene. So hielt er an Pfingsten 1912 eines der beiden Hauptreferate auf der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, der sich seinerseits für die Landerziehungsheime stark machte.<sup>30</sup> Ostern 1913 hielt er in Berlin den gleichen Vortrag auf dem ersten „Deutschen Kongress für alkoholfreie Jugenderziehung“ in Berlin. Doch die so von ihm selbst erzeugte und dann auch zugeschriebene „Bedeutung“ der Landerziehungsheime entsprach in keiner Hinsicht ihrer tatsächlichen Grösse und auch nicht ihrem Einfluss auf die Schulentwicklung. Das Image des „musterhaften Instituts“ war immer nur eine theoretische Grösse.

Die tatsächliche Praxis lässt sich anhand der Schülerbeurteilungen beleuchten, die Hermann Lietz und seine Lehrkräfte vorgenommen haben. Diese Beurteilungen sind durchsetzt mit verletzenden Charakternoten, die an Deutlichkeit kaum zu überbieten sind.

- Einem Schüler wird unterstellt, er habe „nur Sinn für Grossstadtgenüsse“ und leide an „Verschwendungssucht“,
- ein anderer wird hingestellt als „stark verzogen, frech, vorlaut, schlechter Einfluss auf Kameraden, unlenksam“,
- wieder andere Schüler erfahren Zuschreibungen wie „Genussmensch“, „Grossstadtüberkultur“, „amerikanischer Typ“ und wiederholt auch „degeneriert“,
- über noch einen anderen Schüler wird festgehalten, er „neige zum Verschwenden“, sei „eitel“ und lebe „auf grossem Fuss“,
- und schliesslich steht in der Akte eines Schülers, er sei durch und durch ein „Grossstadtmensch“ und so „kaum mehr beeinflussbar“, also nicht zu retten, was doch das Ziel der Landerziehungsheime sein sollte (Bauer 1961, S. 173).

Seit 1908 sind im fortlaufend geführten Schüleralbum von Haubinda Charakterbeurteilungen verzeichnet, die durch den Heimleiter, die Klassenlehrer und die „Familienväter“ vorgenommen wurden. Erfasst sind die Daten von 539 Schülern, die in fünf Kategorien eingeteilt wurden.

- Sehr gut: 15 Schüler ( 2.8 %)
- Gut: 148 Schüler (27.3 %)
- Durchschnittlich: 160 Schüler (30.0 %)
- Schlecht: 169 Schüler (31.8 %)
- Sehr schlecht: 47 Schüler ( 8.6 %)

Nur ein knappes Drittel der Schüler erfüllten die charakterlichen Ansprüche des Landerziehungsheims in einem positiven Sinne, bei einem weiteren knappen Drittel halten

<sup>28</sup> *Landerziehungsheim* hiess eine kurzlebige „Monatsschrift für Gesundheitspflege“, die 1908 erschienen ist.

<sup>29</sup> Eduard Victor Forel (geb. 1884) ist Absolvent der Kantonsschule Aarau und studierte vom Wintersemester 1904 an Medizin an der Universität Zürich (Matrikelnummer 15192) (<http://www.matrikel.uzh.ch>). Später war Forel Assistent an der Universität Heidelberg.

<sup>30</sup> Der Kongress fand vom 13. bis 15. Mai in Breslau statt. Lietz sprach zum Thema „Die Bedeutung der Landerziehungsheime vom hygienischen und pädagogischen Standpunkt“.

sich die positiven und die negativen Bemerkungen in etwa die Waage und fast 40 Prozent erfüllen die Anforderungen nicht. Die beiden negativen Kategorien werden so gefasst:

*Schlecht:*

Schüler, von denen schwere charakterliche und moralische Mängel vermerkt wurden, z.B. „nicht offen, verschwenderisch, faul, genussüchtig, hinterhältig“, oder „ausserordentlich energielos, bequem, sehr schlechter Einfluss auf die Kameraden“, oder „unzuverlässig, Genussmensch, nicht aufrichtig, sexuell nicht rein“.

*Sehr schlecht:*

Schüler, von denen mehrfache Diebstähle, Rohheit, Gewalttätigkeit, Haltlosigkeit, alkoholische und sexuelle Exzesse usw. vermerkt wurden. (ebd., S. 202)

Im Leistungsbereich ist die Verteilung ähnlich. Nur 8 von den insgesamt 539 Schülern, die von 1908 bis 1920 das Landerziehungsheim Haubinda durchlaufen haben, wurden von den Lehrkräften und dem Leiter als sehr gut eingestuft. 18% waren gut und 42.2% durchschnittlich, während wiederum knapp 40% (207 Schüler) durchgehend schlechte bis sehr schlechte Leistungen zeigte (ebd., S. 202/203). Auch sie wurden abgestempelt und nicht etwa gefördert. Ein Verständnis für Lernschwierigkeiten war der Schulleitung ebenso fremd wie den Lehrkräften.

Nur 539 von 940 Schülerakten haben Abgangsvermerke. Sie zeigen, dass 146 Schüler (27% von 539) das Landerziehungsheim Haubinda ohne Abschluss und vor Ablauf des Schuljahres verlassen mussten, davon die weitaus meisten wegen mangelhafter Leistungen, etikettiert mit „schwacher Begabung“, „Faulheit“ und „Unreife“ (59 Schüler), oder wegen Disziplinschwierigkeiten und schlechten Betragens in der Schule (63 Schüler) (ebd., S. 201). Der Aufenthalt mancher Schüler dauert nur wenige Wochen und Monate, andere blieben mehrere Jahre, bevor sie entlassen wurden, was oft ganz plötzlich geschah. Finanzielle Entlassungsgründe, wenn die Eltern nicht zahlten oder stark im Rückstand waren, sind dabei noch gar nicht berücksichtigt.

Der Einflussbereich der Lietzschen Landerziehungsheime war faktisch eng begrenzt. In den zwanzig Jahren zwischen 1901 und 1920 besuchten nicht mehr als 940 Schüler das Landerziehungsheim Haubinda (Bauer 1961, S. 200). Sie stellten weder in medizinischer noch in pädagogischer Hinsicht eine Avantgarde dar. Und auch von „herbeiströmenden Zöglingen“ (Förster 1918/1919, S. 179) konnte keine Rede sein. Vom „Siegeszug der Idee der Landerziehungsheime“ wurde gleichwohl gesprochen, was insbesondere für die körperliche Erziehung gelten sollte. Eine der zahlreichen Besucher schreibt emphatisch: „Das Land ist der eigentliche Gesundbrunnen der Jugend“ (ebd.). Belegt wird das mit folgender Beobachtung: „Jungen mit blühenden Wangen und straffen Muskeln pfllegt man sonst auf höheren Schulen nur vereinzelt zu Gesicht zu bekommen“ (ebd.).<sup>31</sup>

Hermann Lietz liess die Schüler arbeiten, nicht im Sinne des pädagogischen Konzepts der „Arbeitsschule“, sondern für den Gutsbetrieb. Die Jungen hoben etwa Bewässerungsgräben aus, wurden mit dem Ausbessern der oft heruntergekommenen Häuser beschäftigt, arbeiteten in der Landwirtschaft oder legten bei den Umbauten Hand an. Zum Teil waren das gewerbliche Arbeiten, für die nichts gezahlt werden musste. Die Eltern zahlten

---

<sup>31</sup> Der Verfasser Friedrich Förster hatte das Landerziehungsheim Ilsenburg besucht. Er war Direktor des Städtischen Oberlyzeums in Prenzlau in der Uckermark. 1909 war in Prenzlau die Töcherschule mit der privaten Höheren Mädchenschule zum städtischen Lyzeum vereinigt worden.

teures Schulgeld, erhielten aber für die Leistungen ihrer Söhne ausserhalb des Unterrichts, die dem Besitz von Lietz zugutekamen, keinerlei Vergütung. Die Schüler waren einfach billige Arbeitskräfte und das konnte hinter dem Konzept des „ganzheitlichen“ Lernens gut verborgen werden.

Die Schulen von Hermann Lietz zogen oft die bürgerlichen Verlierer des Bildungssystems an, die hier eine zweite Chance erhielten, doch noch das Abitur zu machen. Nahezu alle Eltern, die ihre Kinder zu Hermann Lietz schickten, gehörten der deutschen Oberschicht an. Für die 940 Schüler, die von 1901 bis 1920 in Haubinda registriert waren, sieht die Verteilung der Elternschaft so aus (Bauer 1961, S. 200):

- Industrielle und Kaufleute: 416 Schüler: 44.0%
- Akademische Berufe: 317 Schüler: 33.7%
- Gutsbesitzer: 118 Schüler: 12.6%
- Offiziere: 40 Schüler: 4.2%
- Handwerksmeister: 11 Schüler: 1.2%
- Arbeiter: 1 Schüler: 0.1%
- Sonstige: 37 Schüler: 3.9%

Unter den „Sonstigen“ finden sich fast ausschliesslich Halbweisen, von denen nur der Name der Mutter bekannt ist. Auch diese Schüler stammen aus grossbürgerlichen Kreisen. Die Schüler von Handwerksmeistern waren die Söhne der im Heim beschäftigten Handwerker. Und das einzige Arbeiterkind war ein Junge, der aus dem Waisenhaus Veckenstedt übernommen wurde und dessen Vater Tischler war (ebd., S. 200/201).

Die weitaus meisten Eltern schickten die Kinder nicht einfach „der Idee willen“ in die Landerziehungsheime (Hildebrandt 1921, S. 188). Was ihnen die Geschäftsgrundlage sicherte, war nicht die Pädagogik von Hermann Lietz, sondern das hoch selektive deutsche Gymnasium. Für diejenigen, die die Leistungsziele nicht erreichten, boten die Landerziehungsheime teure Auffangnetze, während sie sich selbst von den pädagogischen Zielen her verstanden und ihre soziale Funktion schön redeten. Etwa die Hälfte der Schüler kamen aus Familien, in denen die Eltern getrennt lebten, etwa 15% waren Waisenkinder und fast ebenso viele kamen aus dem Ausland, darunter waren nicht wenige von deutschen Farmern in Übersee (Bauer 1961, S. 173).

Eine typische Karriere begann mit dem Schulversagen. Der berühmteste Schüler der Landerziehungsheime war Wernher von Braun, Sohn eines preussischen Junkers, der zunächst in Berlin zur Schule ging. In der Untertertia wurde von Braun wegen schlechter Leistungen in Mathematik und Physik nicht versetzt. Sein Vater schickte ihn daraufhin an das Landerziehungsheim Schloss Ettersburg in Thüringen, das 1923 von Alfred Andreesen gegründet worden war. Als Wernher von Braun dort im Herbst 1925 anfang, war er dreizehn Jahre alt. Die Schule besuchten rund 80 Schüler; hier verbrachte von Braun zweieinhalb Jahre in der Mittelstufe. In unmittelbarer Nachbarschaft entstand 1937 das Konzentrationslager Buchenwald.

Das Zeugnis der Reife wurde am 3. April 1930 vom Deutschen Landerziehungsheim Spiekeroog ausgestellt, unterschrieben von Alfred Andreesen und den Mitgliedern des staatlichen Prüfungsausschusses. Vermerkt wird, dass die Reifeprüfung mit „gut“ bestanden wurde und dass von Braun Ingenieur werden wolle. Er selbst hielt am 23. März 1975 in einer Rede vor den Schülern der privaten Wernher von Braun-Schule Neuhof bei Fulda fest, dass er „von der Unterprima aus“ das Abitur gemacht, also das eine Jahr Verlust in der achten Klasse

wieder aufgeholt habe.<sup>32</sup> Gemeint war das als Leistungsanreiz für seine jugendlichen Hörer, erwähnt wird allerdings nicht, wo das Abitur abgelegt wurde und unter welchen Umständen es zustande kam. Das Zeugnis gibt an, dass Wernher von Braun viereinhalb Jahre in den Landerziehungsheimen zugebracht hat.

Die Schulen von Hermann Lietz waren wie alle Landerziehungsheime teure Privatschulen. Wer eine der Schulen von Lietz besuchte, bezahlte vor dem Krieg den Preis von 2.000 Mark pro Jahr, das wären heute im Kaufkraftäquivalent rund 9.500 Euro, gegeben die damaligen Einkommen. Das durchschnittliche Jahreseinkommen im Deutschen Reich betrug 1913 726 Mark. Die Landerziehungsheime, anders gesagt, waren Reichenschulen mit einer potentiellen Zielgruppe von vielleicht 2% der Gesamtbevölkerung, die mit einem Nischenprodukt bedient wurde.

Die Schulen nannten sich „neu“ oder „modern“ und machten mit Konzepten einer innovativen Erziehung auf sich aufmerksam, die möglichst attraktiv klingen sollten, weil sie einen Markt bedienen mussten und dafür ein einprägsames Label brauchten, mit dem sich Nachfrage erzeugen liess. Die Praxis war am Anfang weder erprobt noch irgendwie verlässlich, vielmehr musste unter Inkaufnahme von grossen inneren Turbulenzen je neu herausgefunden werden, wie sich die Maximen der „neuen“ Erziehung verwirklichen lassen.

Das Label orientierte sich sehr stark an der zeitgenössischen Medizin und deren Vorstellungen von Gesundheit. „Landerziehungsheime“ wären nie plausibel gewesen ohne die medizinischen Postulate der Lebensreform, also Körperkultur, Abstinenz, Rohkost, naturgerechte Kleidung, Luftbäder oder eben Landleben. Die Landerziehungsheime boten so ein Nischenprodukt an, das vor allem von der Gesundheitstheorie der Medizin profitierte. Der „mehr oder minder lange Aufenthalt des unbedeckten Körpers in freier Luft“ (Geheeb 1900, S. 225) galt als Königsweg nicht nur der Kuren in Sanatorien, sondern überhaupt der Gesundheitsvorsorge.

Praktisch war diese „Vorsorge“ verknüpft mit einem eng gestrickten Überwachungssystem, das alle diese Heime kennzeichnete. Bertha von Petersenn beschrieb den Tagesablauf im „Deutschen Landerziehungsheim für Mädchen“ so:

„6 Uhr Aufstehen, den ganzen Körper mit kaltem Wasser abreiben, bis 6<sup>20</sup> Anziehen, bis <sup>3/4</sup>7 Schlafzimmer ordnen, Stubefegen, Staubwischen, <sup>3/4</sup>7 bis 7 Andacht, Lesen eines Spruches im Neuen Testament, Besprechung desselben in Anwendung auf unser häusliches Leben, auch vorkommende wichtige Tagesereignisse. 7 Uhr Frühstück. Bis 7<sup>3/4</sup> Wiederholen zum Unterricht, dann <sup>1/4</sup> Stunde Bewegung im Freien, 8 bis 10 wissenschaftlicher Unterricht, je <sup>1/2</sup> bis <sup>3/4</sup> Stunde für ein Fach“ (Petersenn 1910, S. 84).

Nach der Frühstückspause, die um genau 10.00 Uhr begann, war dann bis 12.00 Uhr Arbeit im Garten sowie eine halbe Stunde „Musiküben“ vorgesehen. Die Essensvorschriften wurden genau beschrieben; auch hier bekamen die Kinder „niemals“ stark gewürzte Speisen vorgesetzt, sondern nur solche, die möglichst nüchtern schmeckten. Der Nachmittag wurde von <sup>1/2</sup> 1 bis <sup>1/2</sup> 3 mit Spielen verbracht, dann standen Zeichnen und weibliche Handarbeit auf dem Programm, wobei während der Lektionen auch vorgelesen wurde. Die Lektüre wurde genau kontrolliert (ebd.). Nach dem Abendbrot um 6.00 Uhr wurden Hausaufgaben gemacht

<sup>32</sup> <http://www.wvbneuhof.de> (Zugriff auf diese Seite am 15. Juni 2010)

und vor dem Schlafengehen gab es noch eine Singstunde. Um Punkt 9.00 Uhr war jeder Tag im Heim zuende (ebd., S. 85).

„Besonderes Gewicht“ wurde auf die Turnstunden gelegt, die „wenn irgend möglich, ausser bei Regen und Schnee, im Freien gegeben (wurden). Es hat sich sowohl hierbei als auch im allgemeinen die Reformkleidung vorzüglich bewährt, über der Unterwäsche nur Leibchen mit wollenem Beinkleid, über dem Knie geschlossen, darüber ein Matrosenkleid. Der Hals ist also frei, ebenso sind es die Beine bis auf kurze, halbe Strümpfe und Sandalen.“ (ebd., S. 85/86)

Die Praxis der Freien Schulgemeinde Wickersdorf ist von Gustav Wyneken (1922, S. 30) als einzigartige „Ekklesia des Geistes“ hingestellt worden. Aber wenn, sagt er selbst, dann hat die Schule von der Herkunft der meisten Schüler „aus sehr zahlungskräftigen Familien“ profitiert (ebd., S. 33). „Die homogene höhere Bildung, die sie von Haus mitbringen, erleichtert den Unterricht“. Allerdings sei der „beständig zunehmende Bestand der jüdischen Rasse am Bestand der Schülerschaft ... nicht günstig“. Die Schule habe einen „ganz unverhältnismässig grossen jüdischen Einschlag“. Das festzustellen, würde „jede antisemitische Regung“ ausschliessen. „Aber der Typ der spezifisch jüdischen Begabung scheint dem Wickersdorfer Ideal irgendwie nicht zu entsprechen“ (ebd.).

Bedauerlich sei auch, dass die Freie Schulgemeinde ihre Schüler „fast nur aus der Grossstadt bezieht“. Die „ländlichen besitzenden Kreise“, also Gutsbesitzer und Adel, hätten Vorurteile gegenüber Wickersdorf, die aus „tendenziösen Berichten“ erwachsen seien. Aber sicherlich könnten gerade diese Kreise „der Freien Schulgemeinde gute Rasse und gesundes Blut zuführen, und der straffe Zug und ritterliche Geist der Wickersdorfer Selbsterziehung sollten ihnen eigentlich gefallen“ (ebd., S. 33/34). Nur in Wickersdorf sei Gewähr gegeben, „die Verpöbelung der Instinkte der Jugend zu verhüten“ (ebd., S. 34/35). Das „Wagnis“ Wickersdorf will „ein neues Jugendleben hervorbringen, das seinen Sinn in sich selbst trägt“ (ebd., S. 35).

Auch in Wickersdorf gab es einen „Otto Kiefer“. Er hiess Carl Maria Weber und war seit Anfang Juni 1921 an der Freien Schulgemeinde Wickersdorf als Lehrer für Deutsch und Geschichte tätig. Weber war der Adressat eines zwölf Seiten langen Briefes über Homoerotik, den Thomas Mann am 4. Juli 1920 verfasst hatte. Weber veröffentlichte auch unter dem Pseudonym „Olaf“. Dieser Name sollte dann später in einem der Schlüsselromane wieder auftauchen. Er liess Thomas Mann die Gedichtsammlung *Der bekränzte Silen. Verse von einem tröstlichen Ufer* zukommen, die der unmittelbare Anlass waren für den langen Brief. Weber stammte aus Düsseldorf und war als Expressionist bekannt geworden; er blieb bis zum Frühsommer 1926 in Wickersdorf.

1919 wurde Wyneken erneut Leiter der Freien Schulgemeinde. In diesem Jahr hatte die Schule 120 Schüler und 12 Lehrkräfte. Wyneken ist im Laufe des Jahres von dem zwanzigjährigen Studenten und Hilfslehrer Kurt Hoffmann wegen sexuellen Missbrauchs angezeigt worden. Wyneken stellte sich der Polizei, nachdem er zuerst Hals über Kopf nach Florenz geflohen war. Die Opfer waren der zwölfjährige Heinz Herrmann und der siebzehnjährige Viktor Behrens, beide Mitglieder von Wynekens „Kameradschaft“, also der Gruppe von Schülern, mit denen er zusammen lebte. Der Vorfall ist in den Gerichtsakten genau beschrieben und basiert auf den Aussagen der beiden Opfer.

Von „erotischer Hörigkeit“ zweier anderer Schüler war schon vorher die Rede (Ebermayer 1982, S.112 ). 1916 hatte die Schule zwei Schüler entlassen, die zu Wyneken in

einem „besonders engen Verhältnis standen“ (Uffrecht 1917, S. 11). Grund für ihre Entlassung, die Wyneken (1917) als den „unerhörten Niedergang“ der Freien Schulgemeinde kommentierte (Uffrecht 1917, S. 3), war eine Provokation anlässlich des zehnjährigen Stiftungsfestes im Herbst 1916. Obwohl er keine Funktion mehr hatte, übte Wyneken doch einen starken Einfluss auf die Schule aus. Er wohnte im Nachbarort Pippelsdorf, ihm stand in Wickersdorf noch sein Bibliothekszimmer zur Verfügung und er versammelte dort jeden Sonntag seine verblieben Anhänger. Wyneken war offenbar der Anstifter der Provokation; sie galt dem Schulleiter Martin Luserke, der verdrängt werden sollte.

Vor ihrer Entlassung aus der Schule besuchten die beiden Schüler Wyneken an jedem Wochenende und „sie blieben über Nacht“, wie unverblümt festgestellt wurde (Ebermayer 1982, S. 15). Dieser Tatbestand erregte offenbar keinen Anstoss und wurde jedenfalls hingenommen, weil die Schüler ja zu Wynekens abgeschotteter „Kameradschaft“ gehörten und den von ihm zu besorgenden Einflussraum darstellten. Schon Wynekens Ehe mit Luise Dammermann<sup>33</sup> war 1910 wegen des Verdachts geschieden worden, dass er illegitime Beziehungen zu einem Schüler unterhalten habe (Dudek 2009, S. 33/34). Seine erotischen Neigungen mussten also ein offenes Geheimnis gewesen sein.

Nacktheit war das Synonym für eine gesunde Erziehung, die „Körperkultur“ diente der Abhärtung und sie wurde männlich gedacht. In einer „tüchtigen Gemeinschaft“, so Wyneken mit Blick auf die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, werden sich die Mädchen nicht dem „Magnetismus ihrer männlichen Kameradschaft“ entziehen können. „Männlichkeit, Geradheit und Kraft“ werden sie lieb gewinnen, vielleicht noch ehe sie „einen Mann“ lieb gewinnen. Dem Knaben geht es im Blick auf den „Magnetismus der Männlichkeit“ ähnlich, nur ist er „im Vergleich zum Mädchen der weniger Abhängige“ (Wyneken 1910, S. 55).

Die Lehrer konnten dabei den „pädagogischen Eros“ im Kopf haben. Zumindest einige von ihnen haben die imaginäre Trennungslinie zum Missbrauch überschritten. Wie viele Fälle es waren, wird sich wohl nie erschliessen, von der Literatur her kann auf eine Enttabuisierung der „Knabenliebe“ geschlossen werden, für die in Wickersdorf ein symbolisches wie praktisches Umfeld geschaffen wurde. Die Abgelegenheit des Ortes und die Organisation in abgeschotteten „Familien“ sorgten dafür, dass klandestine Verhältnisse herrschten. Wynekens Orden des Geistes war dann schnell einmal eine erotische Phantasie, gegen die sich die Kinder nicht wehren konnten.

„Luftbäder“ gab es in Wickersdorf jeden Tag, und dies bereits unmittelbar nach dem Aufstehen (Grunder 1916, S. 174f.). Auch in Wickersdorf war früh am Morgen ein Dauerlauf angesetzt, der mit gymnastischen Übungen auf einer Waldlichtung verbunden war. Die Jungen waren nur mit einer Turnhose bekleidet und mussten den Lauf je nach Jahreszeit noch vor der Dämmerung antreten. Im Winter liess die „Intensität der Gymnastik“ auch bei Frost „kein Kältegefühl“ aufkommen, schreibt einer der Lehrkräfte (Ehrentreich 1967, S. 93). Erreicht werden sollte damit eine „gute Haltung“, die Abhärtung voraussetzte, gegen die sich die Schüler kaum wehren konnten. Anders wären sie Schwächlinge gewesen, was in einer männerbündischen Organisation einem Selbstausschluss gleichkommt.

Alfred Ehrentreich, der seit 1922 Lehrer in Wickersdorf war, hat in seinen Erinnerungen an das Schulleben ein Ritual beschrieben, das die soziale Konstruktion der Freien Schulgemeinde gut illustriert. Für die morgendliche Gymnastik gab es eine Probezeit,

---

<sup>33</sup> Luise Margaretha Dammermann (1876-1945) war Lehrerin. Sie und Wyneken heirateten im Jahre 1900. 1901 wurde der Sohn Wolfgang geboren, der nach acht Monaten starb. Von den zwei Töchtern der Luise Dammermann erkannte Wyneken nur eine an.

der sich die neu eingetretenen Schüler unterziehen mussten. Die Übungen der Jungen leitete der Schulleiter Martin Luserke. Nach einem Vierteljahr liess er die Schüler „nach alter Germanenweise“, wie es hiess, ein Gelübde für einen gymnastischen Kinder- und Jünglingsbund ablegen, in den man nach der Bewährung während der Probezeit förmlich aufgenommen wurde.

Die Jungen mussten von einer hoch gelegenen Waldhütte aus einen Stein ins Tal werfen und dabei die Eidesformel sprechen. Nur wer seinen Stein in der Morgendämmerung wiederfand und so die Probe bestand, konnte in den Bund aufgenommen werden. Doch dafür gab es aber noch eine Bedingung. „Wer also entschlossen ist, mit uns zu gehn“, sagte Luserke seinen Schülern, „der trete nackt vor die Berge dort drüben und werfe seinen Stein hinab“. Einer der kleinen Jungen fragte: „Ganz ausziehen?“ Luserke antwortete: „Natürlich, wir wollen uns doch kennen!“ (ebd., S. 94)

Das Luftbad der Odenwaldschule verstand Elisabeth Huguenin (1926, S. 15) als „wertvolles Mittel“ der „Erziehung zu seelischer Reinheit“. Die Zeiten sind vorbei, wo man sagte, „das Nackte wäre unmoralisch“. Die Gewöhnung an das Nackte von Jugend an ist „eines der besten Abwehrmittel“ gegen „ungesunde Neugier und Erregung“ in einem Alter, „wo die Sensibilität besonders wach“ ist, „durch den Anblick nackter Körper geweckt zu werden“. Gemeint ist die Pubertät, die als Alter der Gefährdung galt. Praktisch wurden „Nacktübungen bei Sonne, Regen, ja Schnee“ durchgeführt, die den Organismus „abhärten“ und alle Erkrankungen verhüten sollten, „die auf Verweichlichung und das allzu bequeme Leben unserer Tage zurückzuführen sind“ (ebd.).

Wer von den Schülern an dieser „so einfachen Sitte des Luftbades“ *nicht* teilnehmen wollte oder den Sinn nicht einsah, wurde entweder vom Schulleiter ausgeschlossen oder unter Gruppendruck gesetzt. Ein förmlicher Schulausschluss war selten. „Häufiger reagierten die Kinder dem Luftbad gegenüber mit Faulheit und Schläffheit; sie finden es unbequem, einen Weg und Übungen zu machen, deren sofortigen Nutzen sie nicht einsehen; es gehört zuweilen die ganze Energie der Grösseren und Vernünftigen dazu, um ihre jüngeren und energielosen Kameraden mitzureissen“ (ebd., S. 16). Prüderie sollte es um der Gesundheit willen und wegen des „seelischen Gleichgewichts“ nicht geben (ebd.).

Wyneken vertrat sich 1921 selbst vor Gericht und bestätigte Umarmungen der nackten Schüler, bestritt aber sexuelle Handlungen. Seine Verteidigungsschrift *Eros* (1921) erregte grosses öffentliches Aufsehen, weil Wyneken in dem, was ihm vorgeworfen wurde, „nichts“ sah „als den natürlichen Ausdruck eines sehr innigen Liebesbundes eines Führers mit seiner Jugend“ (Wyneken 1924, S. 35). Da nach seiner Ansicht niemand geschädigt worden war und die Eltern der beiden Schüler dies bestätigt hätten (ebd., S. 34), hielt Wyneken die Anklage für „sinnlos“ (ebd., S. 35) und wies alle Anklagepunkte zurück. Die „Liebe zum Knaben“ wurde verteidigt und der „platonische Eros“ wurde zur Grundlage jeder wahren Erziehung stilisiert (ebd., S. 46/47).<sup>34</sup>

Nachdem die Revision am 11. Oktober 1922 angesichts der vorliegenden Beweise gescheitert war, wurde Wyneken zu einem Jahr Gefängnis und den Kosten des Verfahrens verurteilt. Er musste die Strafe aber nicht voll verbüssen, sondern ist am 2. Mai 1923 nach sieben Monaten Haft überraschend amnestiert worden, vermutlich weil die sozialdemokratische Regierung in Thüringen das „Projekt“ Wickersdorf nicht gefährden wollte (Dudek 2009, S. 298). Am 27. März 1933 wurde die Schule in „Schulgemeinde

<sup>34</sup> Das sah auch der Rezensent in „Der Eigene“ so, nämlich Otto Kiefer, der Lehrer an der Odenwaldschule.

Wickersdorf“ umbenannt (ebd., S. 385) und 1935 war sie nach inneren Auseinandersetzungen gleichgeschaltet. Jetzt muss nur noch erklärt werden, wieso diese Schule bis heute als Projekt der deutschen Reformpädagogik gehandelt wird und warum Landerziehungsheime im Zeitalter des Internets Vorbildcharakter haben sollen.

## Literatur

### Quellen

- Andreesen, A.: Erfahrungen in der Anwendung von Disziplinarstrafen. In: P. Oestreich (Hrsg.): Strafanstalt oder Lebensschule? Erlebnisse und Ergebnisse zum Thema Schulstrafen. Allerlei Weckrufe und Denkhilfen für Lehrer, Eltern, „Sonstige“ und „Instanzen“. Karlsruhe: G. Braun 1922.
- Andreesen, A.: Hermann Lietz. Der Schöpfer der Landerziehungsheime. Mit 4 Bildtafeln. München: J.F. Lehmanns Verlag 1934.
- Die Idee einer Schule im Spiegel der Zeit. Festschrift für Paul Geheeb zum 80. Geburtstag und zum 40jährigen Bestehen der Odenwaldschule. Hrsg. v. E. Cassirer/E. Liesegang/M. Weber-Schäfer. Heidelberg: Lambert Schneider 1950.
- Dr. H.v.K.: Erziehung zur Aristokratie. In: Deutsche Land-Erziehungsheime Band 8 (1905/1906), S.72-90.
- Dr. K.M.: Der Eros und die Landerziehungsheime. In: Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur. Jg. 10, Heft 7/8 (1924), S. 318-323.
- Ebermayer, E.: Gustav Wyneken. Chronik einer grossen Freundschaft. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Dipa-Verlag 1982.
- Ehrentreich, A.: Pädagogische Odyssee. Im Wandel der Erziehungsformen. Weinheim/Ratingen: Verlag Julius Geltz, A. Henn Verlag 1967.
- Erziehung zur Humanität. Paul Geheeb zum 90. Geburtstag. Herausgegeben von Mitarbeitern der Odenwaldschule. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1960.
- Feustel, Chr.: Ein Vater an die Bürger des D.L.E.Hs. Deutsche Land-Erziehungsheime Band 8 (1905/1906), S. 90-92.
- Geheeb, P.: Ein Beitrag zur Behandlung der konstitutiven Schwäche im Kindesalter. In: Gesundheit und Erziehung Band 13 (1900), S. 215-226.
- Geheeb, P.: Ein Brief an die Eltern einiger Kinder, die mir seither im D.L.E.H Haubinda anvertraut waren. Mit einem Nachworte von Dr. phil. G. Wyneken. Privatdruck München 1906.
- Grunder, F.: Land-Erziehungsheime und Freie Schulgemeinden. Aus vieljähriger Praxis in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz. Leipzig: Verlag von Julius Klinkhardt 1916. (= Pädagogium. Eine Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht, hrsg. v. O. Huegenin, E.: Die Odenwaldschule. Übers. v. E. Hirschberg. M. e. Vorw. „Die Stellung des Landerziehungsheims im Deutschen Erziehungswesen des 20. Jahrhunderts. Ein typologischer Versuch“ v. P. Petersen. Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger 1926. (= Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft, hrsg. v. P. Petersen, Band 5) Messmer/A. Fischer, Band VII)
- Grunsky, H.A.: Die Freiheit des Geistes. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1935.
- Grunsky, H.: Toleranz als wesentlicher Faktor menschlicher Existenz. In: Toleranz. Eine Grundforderung geschichtlicher Existenz. Hrsg. v. d. Freien Akademie e.V. Nürnberg 1960, S. 1-28. (=Wissenschaftliche Veröffentlichungen, Band I)

- Hernach. Gottfried Benns Briefe an Ursula Ziebarth. Mit Nachschriften zu diesen Briefen von Ursula Ziebarth und einem Kommentar von Jochen Meyer. Göttingen: Wallstein Verlag 2001.
- Hildebrandt, E.: Hermann Lietz. In: Die Tat XIII. Jahrgang, Heft 3 (1921), S. 186-193.
- Huegenin, E.: Die Odenwaldschule. Übers. v. E. Hirschberg. M. e. Vorw. „Die Stellung des Landerziehungsheims im Deutschen Erziehungswesen des 20. Jahrhunderts. Ein typologischer Versuch“ v. P. Petersen. Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger 1926. (= Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft, hrsg. v. P. Petersen, Band 5)
- Kiefer, O.: Sokrates und die Homosexualität. In: Jahrbuch für sexuelle Wissenschaften Band 9 (1908), S. 199-212.
- Kiefer, O.: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. In: Die Schönheit Band 15 (1918), S. 262-264, Band 16 (1919/1920), S. 80-83.
- Kiefer, O.: Der Eros bei Stefan George. In: Geschlecht und Gesellschaft Band 14 (1926), S. 301-309.
- Kiefer, O.: Heroisch leben! Vom Sinn unserer Zeit. Nürnberg: J.L. Schrag Verlag 1943.
- Lietz, H.: Nachwort des Herausgebers. In: Deutsche Land-Erziehungsheime Band 8 (1905/1906), S. 92.
- Lietz, H.: D.L.E.H. Das erste u. zweite Jahr im Deutschen Land-Erziehungsheim bei Ilsenburg. 2. Aufl. Leipzig: R. Voigtländers Verlag 1910.
- Lietz, H.: D.L.E.H. Das dritte Jahr im D.L.E.H. 2. Aufl. Leipzig: R. Voigtländers Verlag 1910a.
- Lietz, H.: Heim der Hoffnung. Von Lebenserfahrung und Lebensaufgaben Freseni. Drei kleine Schriften. Dritte Auflage. Veckenstedt a.H.: Verlag des Land-Waisenheims 1921.
- Lietz, H.: Lebenserinnerungen. Neu hrsg. u. erg. durch Briefe und Berichte v. A. Andreesen. 4./5. Aufl. Weimar: Hermann Lietz Verlag 1935.
- Mann, Th: Vorwort zu einem Roman. In: Süddeutsche Monatshefte 11. Jahrgang, Heft 2 (November 1913), S. 235-239.
- Meissner, E.: Asketische Erziehung. Hermann Lietz und seine Pädagogik. Weinheim/Bergstrasse: Verlag Julius Beltz 1965.
- Mendelssohn, E.v.: Nacht und Tag. Roman. Leipzig: Verlag der weissen Büchen 1914.
- Petersenn, B. v.: Deutsches Landerziehungsheim für Mädchen. In: H. Lietz: Das erste u. zweite Jahr im Deutschen Land-Erziehungsheim bei Ilsenburg in den Jahren 1898/1899. 2. Auflage. Leipzig: R. Voigtländers Verlag 1910, S. 82-86.
- Uffrecht, B.: Dr. Gustav Wyneken. Eine Abwehr und eine Abrechnung. Jena: Eugen Diederichs 1917.
- Weber, M.: Gesamtausgabe, Abteilung II/Band 9, Teil 2: Briefe 1915-1917. Hrsg. v. G. Krumeich/M.R. Lepsius. Tübingen: Mohr Siebeck 2008.
- Wunder, L.: Erinnerungen an Hermann Lietz. Sein Verhältnis zu Blut, Boden und Kirche. In: Privatschule und Privatlehrer Jahrgang 41, Heft 5/6 (Mai/Juni 1941), S. 89-92.
- Wyneken, G.: Soziale Erziehung in der Freien Schulgemeinde. In: Wickersdorfer Jahrbuch 1909-1910. Abhandlungen zum Programm der Freien Schulgemeinde, herausgegeben von G. Wyneken und A. Halm. Jena: Eugen Diederichs 1910, S. 1-73.
- Wyneken, G.: Wickersdorf, ein Querschnitt. In: Die Freie Schulgemeinde (Januar/April 1917).
- Wyneken, G.: Wickersdorf. Lauenburg (Elbe): Adolf Saal Verlag 1922.
- Wyneken, G.: Eros. Sechzehntes bis siebzehntes Tausend. Lauenburg/Elbe: Adolf Saal Verlag 1924.

Darstellungen

Bauer, H.: Zur Theorie und Praxis der ersten Landerziehungsheime. Erfahrungen zur Internats- und Ganztageserziehung aus den Hermann Lietz-Schulen. Berlin: Verlag Volk und Wissen 1961.

Dudek, P.: „Versuchssacker für eine neue Jugend“: Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf 1906-1945. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt Verlag 2009.

Keilson-Lauritz, M.: Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen* und der Zeitschrift *Der Eigene*. Berlin: Verlag rosa Winkel 1997. (= Homosexualität und Literatur, Band 11)

Näf, M.: Paul Geheeb. Seine Entwicklung bis zur Gründung der Odenwaldschule. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1998. (= Internationale Pädagogik - Reformpädagogik.

Schriftenreihe des Weltbundes zur Erneuerung der Erziehung, hrsg. v. Horst Hörner/Hans-Christoph Berg, Band 4)

Näf, M.: Paul und Edith Geheeb-Cassirer. Gründer der Odenwaldschulen und der Ecole d'humanité. Deutsche, schweizerische und internationale Reformpädagogik 1910-1961. Weinheim/Basel: Beltz Verlag 2006.

Shirley, D.: Reformpädagogik im Nationalsozialismus. Die Odenwaldschule 1910 bis 1945. Weinheim/München: Juventa-Verlag 2010.

Steuer, H. (Hrsg.): Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Berlin: De Gruyter 2001. (= Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Band 33)